

Das Weltbild des reifen Rilke *

Am 29. Dezember 1951 waren es 25 Jahre her, daß der Dichter Rilke in Val-Mont, oberhalb des Genfer Sees, in dem verhältnismäßig noch jungen Alter von 51 Jahren gestorben ist. 25 Jahre sind eine lange Zeit, wenn man sie von der Gegenwart rückwärts rechnet. Sie genügen, manchen Dichternamen, der zu Lebzeiten im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gestanden hatte, in die Vergessenheit zurücktreten zu lassen. Bei Rilke aber ist ganz das Gegenteil zu beobachten. Die Beschäftigung mit ihm wächst von Jahr zu Jahr immer noch an, und obgleich er gewiß schon in seinem Leben berühmt genug war, tritt er doch erst aus dem größeren Abstand in seiner ganzen Bedeutung hervor. Er ist durch dieselben erschütternden Erfahrungen hindurchgegangen, als deren Auswirkung auf philosophischem Gebiet dann, nur wenig später, die Existenzphilosophie entstanden ist. Erst aus dem Abstand erkennen wir, in wie starkem Maße Rilke *der führende Dichter seiner Zeit* war, seiner Zeit, die fast noch die unsrige, aber doch nicht mehr ganz die unsrige ist.

Dabei ist es auffällig, wie sehr sich das Bild Rilkens mit dem zeitlichen Abstand ändert. Für die ältere Generation war er vor allem der Dichter des „*Cornets*“, für die ein wenig jüngere dann derjenige des „*Stundenbuchs*“, derjenigen Werke also, mit denen er als junger Dichter zuerst für die breitere Öffentlichkeit hervorgetreten war. Von hier aus bestimmte sich Freundschaft wie Gegnerschaft. Von hier aus bestimmte sich für die meisten Angehörigen dieser älteren Generation auch der Horizont, in den sie dann auch die später erschienenen Werke des Dichters einordneten, ohne sich dadurch in ihren früher gewonnenen Gesamtvorstellungen wesentlich beeinflussen zu lassen. Erst langsam konnten sich demgegenüber die späteren Werke, vor allem die „*Duineser Elegien*“ und die „*Sonette an Orpheus*“, zur Geltung bringen. Erst langsam erkannte [681-682] man, daß hier der Dichter zu seiner wahren Größe gelangt ist, und immer stärker setzte sich die Überzeugung durch, daß erst der „späte Rilke“, der Dichter der „Duineser Elegien“ und der „Sonette an Orpheus“, der eigentliche, der für unsre Zeit bedeutsame Rilke ist und daß alles Frühere von hier aus gesehen nur Vorbereitung und Stufe ist. Im Buch von Bassermann findet dieses neuere Rilkebild seinen klassischen Ausdruck.

Langsam scheint es heute aber an der Zeit, auch dieses Rilkebild von den Ergebnissen seiner letzten Lebensjahre her noch einmal zu überprüfen, und hinter dem „späten Rilke“ scheint sich ein bisher nicht beachteter noch späterer Rilke, ein deutlich von den bisherigen Vorstellungen verschiedener „reifer Rilke“ abzuzeichnen. Insbesondere dem Rilke dieser letzten Lebensjahre wollen wir uns heute zuwenden; denn hier scheint mir ein Vermächtnis Rilkens vorzuliegen, das für unsere Zeit noch gar nicht fruchtbar gemacht, ja überhaupt noch nicht richtig erkannt ist. Wenn ich vorhin sagte, daß Rilkens Zeit nicht mehr ganz die unsere sei, so meine ich damit, daß der Existentialismus nicht einfach mehr der Ausdruck unserer Zeit ist, sondern daß die Auseinandersetzung mit ihm und seine Überwindung unserer Zeit als besondere Aufgabe gesetzt ist. In dieser Hinsicht hat Rilke Entscheidendes zu sagen.

Lange Zeit hatte man geglaubt — und Rilke selber hatte diese Auffassung in manchen seiner Äußerungen aus den letzten Jahren nahegelegt —, der Dichter habe in den „*Duineser Elegien*“ und den „*Sonetten an Orpheus*“ seine eigentliche Lebensaufgabe erfüllt. Was danach komme, sei nur als Entspannung nach dieser ungeheuren Anspannung, nur als eine verhältnismäßig unverbindliche Spielerei, nicht aber als ein vollgültiges dichterisches Werk aufzu-

* Es handelt sich bei diesem Text um einen Auszug aus Bollnows Buch über Rilke, Stuttgart 1951, 2. Aufl. 1955, in der viorliegenden Fassung abgedruckt in der Zeitschrift *Universitas*, 7. Jg. 1952, S. 681-692.. Die Seitenumbrüche dieser Ausgabe sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

fassen. Aber es wäre immerhin eine Spanne von fast *sechs Jahren*, die seit der Vollendung der „Elegien“ bis zu Rilkes Tod vergangen ist. Es würde schon einem völligen Ausgebrannt-sein gleichkommen, wenn diese ganze Zeit als dichterisch belanglos anzusehen wäre. Und in der Tat läßt sich zeigen, daß sich hier eine *neue*, entscheidend wichtige Entwicklungsphase des Dichters abzeichnet, eine Phase, in der die Auffassungen der „Elegien“, fast möchte man sagen: widerrufen, jedenfalls in bedeutsamen Punkten ergänzt und erweitert und insgesamt überhaupt überwunden ist.

Diese *neue Phase*, die man als die des „*reifen Rilke*“ bezeichnen möchte, ist allerdings nicht in einem einzelnen größeren Werk zu fassen, sondern nur in einer größeren Zahl deutscher und jetzt vorwiegend auch französischer Gedichte, die insgesamt dann für [682/683] sich ein solches neues, neben den früheren mit dem gleichen Gewicht bestehendes Werk darstellen.

Man hatte die Bedeutung dieser Stufe aus zwei Gründen nicht erkannt. Auf der einen Seite waren die meisten dieser Gedichte in französischer Sprache geschrieben, und man nahm diese französischen Gedichte nicht ernst, zumal sie sich äußerlich in anspruchslosen Formen gaben und Rilke selber sie gelegentlich etwas zurückhaltend als Ergebnisse seiner „Nebenstunden“ bezeichnete. Aus dem Gebrauch der fremden Sprache glaubte man auf einen spielerisch-unverbindlichen Charakter dieser Gedichte schließen zu können, und übersah' darüber, daß es erst eine neu gewonnene Leichtigkeit und Heiterkeit des Dichters selber war, die ihn nach der fremden Sprache greifen ließ. So kam es, daß diese Gedichte, obgleich in Frankreich schon verhältnismäßig früh, zum Teil sogar schon zu Rilkes eigenen Lebzeiten veröffentlicht, in Deutschland doch fast ganz unbekannt blieben. Sie sind erst seit zwei Jahren durch eine deutsche Ausgabe allgemein zugänglich geworden, aber auch jetzt noch wenig beachtet.

Überblickt man diese französischen Gedichte im ganzen, so ergibt sich, daß sich eine ganz bestimmte *einheitliche Welt- und Lebensdeutung* in ihnen ausspricht, von der wir schon sagten, daß sie von derjenigen der Elegienstufe wesentlich verschieden ist, ja geradezu als deren Überwindung erscheint.

Mochte man früher dagegen noch einwenden, daß Rilke in der Maske der fremden Sprache nicht in voller *eigener* Verantwortung gesprochen habe, so läßt sich heute ein solcher Einwand dadurch widerlegen, daß sich auch in den deutschen Gedichten dieser letzten Jahre genau dieselben Überzeugungen wiederfinden und sich so beides, die deutschen wie die französischen Gedichte, zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfügen. Der einheitliche gemeinsame Charakter dieser deutschen Gedichte der *letzten Lebensjahre* hatte sich nur bisher nicht erkennen lassen, denn in der Ausgabe der „*Späten Gedichte*“ wie der „*Gesammelten Werke*“ waren die Gedichte der letzten anderthalb Jahrzehnte ohne zeitliche Ordnung durcheinander gewürfelt, so daß sich die verhältnismäßig wenigen Zeugnisse der letzten Jahre zwischen den zahlreicheren der Elegienstufe verbargen und man sie nicht in ihrem davon abweichenden Eigenwesen erkennen konnte. Dies wurde erst möglich, als in der von Zinn besorgten Ausgabe der „*Ausgewählten Werke*“ die Datierung der Gedichte bekannt wurde und zugleich, besonders in der zweiten Auflage von 1948, eine größere Anzahl bisher unbekannt- [683/684] ter Gedichte dieser letzten Epoche bekannt wurde. Dazu kommen neuerdings die vier Bände aus Rilkes Nachlaß, die neben manchem schon Bekannten wiederum eine größere Anzahl von Gedichten der letzten Lebensjahre veröffentlichten. So zeichnet sich heute auch von der Seile der deutschen Gedichte ein klares Bild dieser *letzten Schaffensperiode* ab.

*

Versuchen wir rückblickend noch einmal uns der Grundhaltung der „*Duineser Elegien*“ zu vergewissern, so läßt sich diese am besten durch die Verwandtschaft mit der neueren Existenzphilosophie verdeutlichen. Rilke ist, zum mindesten auf der Stufe der „Elegien“, die genaue dichterische Parallelie zu dem, was philosophisch in der *Existenzphilosophie* zum Ausdruck kommt. Das läßt sich sowohl aus dem zeitlichen Zusammenfallen als auch aus der sachlichen Übereinstimmung nachweisen. Ich kann

das hier nur ganz kurz andeuten: Es ist die bedrängende Erfahrung der *Verlorenheit des Menschen* innerhalb einer auf ihn einstürzenden unheimlich gewordenen Welt, und zwar nicht nur der äußeren Welt, wie es beispielsweise in dem Gedicht „*Die große Nacht*“ zum erschütternden Ausdruck kommt, sondern ebenso sehr auch der Welt des eignen Innern. „*Ungeborgen, hier auf den Bergen des Herzens*“, heißt es bezeichnend in einem andern dieser Gedichte. Daher röhrt im Menschen das Gefühl einer letzten verzweifelten *Einsamkeit*, das den gemeinsamen *Grundton der gesamten „Elegien“* bildet. „Wer, wenn ich schriee, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen“, so setzt dort gleich die erste Zeile ein und so hält sich diese Stimmung gleichmäßig bis hin zur letzten durch. Das *Aushalten*, das Bestehen, das Überstehen aller dieser *Bedrohung*, nicht aber irgendein erkennbarer Fortschritt oder ein sichtbares Werk wird so zur äußersten Leistung, zu der der Mensch die ganze Kraft seines Daseins zusammenfassen muß.

Kommt man aber aus diesem Bereich eines entschlossenen und fast schon verbissenen Willens zum Standhalten in aller dieser Bedrohung und zum Aushalten aller dieser unendlichen Ängste, so ist es eine ganz *andere*, beglückende und befreende Atmosphäre, in die wir mit den französischen und den letzten deutschen Gedichten eintreten. Am deutlichsten tritt dies in den „*Quatrains Valaisans*“, den „*Walliser Vierzeilern*“ entgegen, die sich als die größte geschlossene Gruppe in diesem Umkreis herausheben.

Auf den ersten Blick enthalten sie wenig mehr als eine einfache Schilderung der Walliser Landschaft, in der Rilke seine letzten [684/685] Lebensjahre verbringen durfte. Sie handeln von den Weinbergen und den Gärten, von den Wegen, die sich zwischen den Mauern zu verlieren scheinen, und den Bächen, die überall fließen, von den Kirchtürmen, die abends ihr Geläut vom einem zum andern weitergeben. Aber ihre wahre Bedeutung enthüllen diese unscheinbar anmutenden kleinen Gedichte erst dadurch, daß in ihnen zugleich eine tiefere symbolische Bedeutung durchscheint, und alles, was darin von Weinberg und Wasser, von Kirchturm und Rosenblüte gesagt wird, das gilt zugleich — und zwar ohne daß ihr unmittelbar anschaulicher Sinn darunter litte — auch vom Menschen selbst und drückt eine *neue, beglückende Erkenntnis über das menschliche Dasein* aus. So heißt es an einer Stelle sogar ganz ausdrücklich: „Denn der Garten und die Straße, *das sind immer wir*“. Ich gebe dabei hier, wo es auf die künstlerische Form nicht so ankommt, zur leichten Verständigung anstelle des französischen Textes eine anspruchslose deutsche Prosaumschreibung.

Diese Gedichte spiegeln in sich eine ganz einheitliche und geschlossene Welt. Ich versuche, nur einige der wichtigsten Züge herauszuheben. Was Rilke an dieser südlischen, warmen, sommerlichen Landschaft beschäftigt, das ist der Zustand einer *reifen Vollendung*, der sich als eine unendliche Beglückung auch über den Menschen legt, und überwältigt von dieser neuartigen Erfahrung entfaltet sich für ihn eine Deutung, die sich in vielem mit Nietzsches Erlebnis des Südens berührt. Immer wieder erscheint ihm die Landschaft im Bilde des *Sommers*, in dem alles Leben zu seiner reifen Vollendung gekommen ist. Er spricht vom „zur Vollendung gekommenen Sommer“ und preist das Land, das „dem Sommer gehorcht“, indem es geduldig diese ganze Reife in sich aufnimmt. Er spricht mit einer bei ihm sonst unbekannten Begeisterung vom „*Gluick des Sommers*“.

Mit der Vorstellung des Sommers verbindet sich dann die des *Mittags*, denn wie der Sommer in seiner Glut den Höhepunkt des Jahres darstellt, so ist der Mittag wiederum der Höhepunkt des Tages, an dem die Sonne den höchsten Punkt ihrer Bahn erreicht hat und mit erbarmungsloser Glut auf die Erde niederbrennt. Der Mittag begegnet (ähnlich wie bei Nietzsche) immer wieder als eine der großen metaphysischen Erfahrungen. Der Dichter spricht vom „leeren Mittag“, weil alles Leben zu dieser Stunde ausgestorben zu sein scheint, weil alles Leben hier in einem trägen Schlaf versunken ist und die Landschaft in unbelebter Verlassenheit daliegt. Es ist die unheimliche Stunde, wo nach der Vorstellung der Alten der [685/686] große Pan schlaf!. Die Sonne selbst hat in dieser Stunde etwas Schreckliches bekommen, und Rilke spricht von einer „furchtbaren Sonne“, die „die Weinberge vergoldet“. Das Gold des warmen Sonnenlichts und das Blau des Himmels sind überhaupt die beiden beherrschenden Farben dieser sommerlich-mittäglichen Landschaft. ■ Immer wieder hebt Rilke die glühende *Hitze* dieses Landes hervor, zugleich mit ihr aber auch die unerbittliche *Klarheit*, in der jede verdämmernde Unklarheit verschwindet und alles in seiner nacktesten Gestalt daliegt. Diese „alles durchdringende Klarheit“ bekommt selber wieder etwas Unheimliches und Bedrohliches, und Rilke spricht von einer „furchtbaren Klarheit“, wie er vorher von einer „furchtbaren Sonne“ gesprochen hatte.

In allem diesem Reichtum und dieser Fruchtbarkeit erscheint der Sommer als die Zeit der *großen Vollendung*, und zwar in dem doppelten Sinn, der in dem Wort *Vollendung* enthalten ist: als der Zustand, in dem alles zu seinem Ende, zu dem letzten Punkt seiner Entwicklung gekommen ist, von dem es nicht mehr weiter geht (und der damit auch wieder reif zum Tod geworden ist), und zugleich als Zustand der letzten Vollkommenheit, in dem nichts mehr fehlt. Es ist die Zeit der überquellenden Fülle, und der „*Überfluß*“, die „*abondance*“, ist der sich in diesen Erfahrungen wie von selbst wieder vordrängende Grundbegriff. Das „*Füllhorn*“, in deutscher wie in französischer Fassung gepriesen, wird zum Symbol des alle menschliche Fassungskraft übersteigenden Reichtums.

Das alles beherrschende Gefühl, das aus dieser sommerlichen Fülle und mittäglichen Klarheit erwächst, ist das eines großen, *überwältigenden Glücks*, das den Menschen erfüllt und das er zugleich um sich herum in der Landschaft verkörpert findet. Es ist eine Stimmung tiefer Befriedigung und voller Gelöstheit, durch die sich diese späten Walliser Gedichte ganz von der bedrückenden Atmosphäre der früheren Werke unterscheiden. So häufen sich hier die Bezeichnungen. Rilke spricht vom „glücklichen Land“ und seinem „unendlichen Frieden“, vom „glücklichen Sommer“, dem „glücklichen Garten“ und der „glücklichen Rose“, vom „Glück des Weinstocks“, seine Trauben zur Reife bringen zu dürfen. Es ist eine „offenkundige“, nicht mehr zu verbergende Freude. Alles möchte singen vor Glück. So preist der Dichter das „Land, welches singt bei der Arbeit, glückliches Land, welches arbeitet; während die Wasser unaufhörlich singen, schafft der Weinstock Traube um Traube“.

Es handelt sich in all dem nicht um bloß subjektiv zu verstehende Erlebnisse, sondern um wirkliche tiefe, an die metaphysischen [686/687] Gründe rührende Seinserfahrungen, die das Verhältnis zum Dasein im ganzen verwandeln. Der notwendige Ausdruck dieses großen Glücks ist eine unbedingte und freudige *Seins-Bejahung*, und damit dringen wir über das gefühlsmäßige Erlebnis hinweg zu dem neuartigen Ergebnis einer metaphysischen Well- und Lebensdeutung, in der sich der Ertrag dieser Erlebnisse abzeichnet. In diesem Sinn heißt es hier einmal: „Das Land ist zufrieden mit seinem eignen Bild und stimmt seinem ersten Tage zu“. Dabei ist daran zu erinnern, daß nach Rilkes eignem Wort diese Aussagen über die sichtbare Landschaft zugleich als solche über das menschliche Dasein selbst zu verstehen sind. Und selbst wenn dies noch zweifelhaft sein könnte, so wird es an anderer Stelle noch einmal vom menschlichen Herzen selber hervorgehoben: „Werde ich, ehe ich scheide“, so sagt hier der Dichter, „dies Herz ausgedrückt haben, das trotz seiner Qualen seinem Dasein zustimmt?“ Es ist eine letzte, rückhaltlose und freudige *Bejahung des menschlichen Daseins*.

Hier liegt die neue *Wendung*. Zwar ist der Gedanke einer rückhaltlosen Daseinsbejahung für Rilke nicht neu. Er beherrscht als entschiedene Zustimmung zum Dasein in aller seiner Vergänglichkeit schon die „Duineser Elegien“. „Erde, du liebe, ich will.“ Das Neue liegt vielmehr in dem Grundgefühl, aus dem hier eine solche Bejahung hervorwächst. War es in den „Elegien“ noch eine Art von verbissener Entschlossenheit, die trotz aller Bedrohung in diesem Dasein standhält, aus dem Gefühls einer ergriffenen Aufgabe erwachsen, so ergibt sich hier die Bejahung ohne die frühere Anspannung leicht und frei aus dem empfundenen *Glück des Daseins*. Und entsprechend spiegelt sich dies auch in den deutschen Gedichten. „Alles atmet und dankt“, so heißt es hier einmal. „O ihr Nöte der Nacht, wie ihr spurlos versankt.“ Es ist der volle Ausdruck einer tiefen und dankbaren *Geborgenheit*, und die „Nöte der Nacht“, die hier spurlos verschwunden sind, das ist die gequalte Atmosphäre der „Duineser Elegien“. War die Welt so lange in ihrer unheimlichen Bedrohlichkeit über den Menschen hergefalen, so fühlt er sich jetzt in einer ganz neuen Weise darin geborgen. „Alles ist gut“, so heißt es einmal in einem der französischen Gedichte, „und nichts flößt mir Furcht ein“. Und entsprechend dann in den deutschen Gedichten. „Alles ist mir lieb“, und möchte es an dieser bestimmten Stelle noch aus der besonderen Liebeserfahrung hervorgegangen sein, so kehrt es an anderer Stelle dann als voller Ausdruck einer umfassenden Seins-Bejahung wieder: „Nur das Nirgends ist

böse, alles Sein ist gemäß." [687/688]

Am reinsten erfährt man dies im Verhältnis zur *Zeit*. Die Existenzphilosophie hatte die menschliche Zeitlichkeit in einer ganz neuen Schärfe entdeckt. Die Zukunft erschien hier als die große Bedrohung, die den Menschen in die Entschlossenheit des existentiellen Augenblicks hineinzwingt.. So hatte sie auch Rilke in der Stufe der „Elegien“ gesehen. Aber jetzt verliert die Zeit ganz diesen bedrohlichen Charakter; sie verliert überhaupt ihre Wichtigkeit. Selbst von den Hügeln dieses glücklichen Landes heißt es, sie „strömen noch den Duft der Schöpfung aus und fürchten nicht das Ende“, denn sie ruhen sicher in sich selber. Wir müssen in diesem Zusammenhang immer wieder daran erinnern, daß die Aussagen über die Landschaft hier immer zugleich Aussagen über den Menschen selber bedeuten. In diesem Sinn heißt es hier einmal ganz allgemein: „Alles singt hier das Leben von ehemals, aber nicht in dem Sinn, der das Morgen zerstört... Es ist keineswegs ein Gestern, das sich überall ausbreitet, indem es für immer die allen Umrisse festhält: Es ist die Erde, die mit ihrem Bilde zufrieden ist und ihrem ersten Tage zustimmt.“ Die Vergangenheit ist übergewaltig gegenwärtig, aber nicht in dem Sinn, daß sie die Zukunft verstellt, indem sie alles Leben in erstarrten Formen gefangen hält, sondern im Glück der lebendigen Gegenwart, in der der ursprüngliche Zustand unverfälscht erhalten geblieben ist. In diesem Glück der Gegenwart verliert die sonst als zerstörend erfahrene „reißende Zeit“ ihre Macht, und der Mensch erlebt eine stehende, in sich ruhende Zeit.

Ähnlich halle Rilke schon früher einmal in einem Brief aus der Erfahrung eigner beglückender Liebe heraus geschrieben: „Es gab keine Zeit um uns, sondern eine Dauer ohne jedes Schwinden, ohne jedes Vergehen, eine Beständigkeit des Lebens, ein reines Dasein“ (wobei ich immer wieder daran erinnere, daß ich zur Vereinfachung die französisch sehr viel prägnanter gefaßten Wendungen in ein behelfsmäßiges Deutsch übersetze). Und ähnlich heißt es dann in einem der Gedichte, in einer deutsch kaum richtig wiederzugebenden Wendung: „on sent la présence absente“ — „man spürt die entrückte Gegenwart“. Das Wort „absence“ wird überhaupt in diesen französischen Gedichten eine Lieblingswendung, die Rilke freudig aus der fremden Sprache aufgenommen hat. Die „absence“ bedeutet einmal im wörtlichen Sinn die räumliche Abwesenheit, wird dann aber zugleich für jenen schwer wiederzugebenden Zustand der Geistes-Abwesenheit angewandt, der Entrückung in jene höhere Form des Bewußtseins, in dem der Mensch sich über die Zeitlichkeit hinausgehoben fühlt und ohne das Bewußtsein einer drohenden [688/689] Zukunft ganz in der Gegenwart ruht. Aber die Gegenwart ist selber eine ins Zeitlose gewandelte Gegenwart, und in diesem Sinne bedeutet die „absence“ die erfüllte Gegenwart, die durch die geheimnisvoll verwandelnde Kraft des sommerlichen Glücks über den schwindenden Augenblick hinausgehoben und selber mit Ewigkeit erfüllt ist. Der Begriff der *Ewigkeit* drängt sich hier von selber auf. Man könnte im Sinne der Mystik vom „ewigen Augenblick“ sprechen.

Wenn darum Rilke von einer „présence absente“ spricht, so widersprechen die beiden Begriffe, die Abwesenheit und die Gegenwart, einander gar nicht, im Gegenteil, Rilke kann sie zu einer einheitlichen Formel zusammennehmen, so wie er auch an einer andern Stelle von einer „Identität zwischen beiden“ sprechen kann, die „die Grundgleichung unsres Lebens“ ausmache. Die „présence absente“ ist die in ihrer höchsten Steigerung über sich selbst zu einer zeitlosen Vollkommenheit emporgehobene Gegenwart.

Eine solche *Zeitlosigkeit* oder besser vielleicht noch: Geschichtslosigkeit — ist zunächst noch unabhängig vom Menschen im Zustand der *ursprünglichen Natur* gegeben, so wie sie unabhängig vom Menschen da ist, als die im Kreise ewig in sich selber zurückkehrende, nie sich im ganzen verändernde Bewegung. In ihr geschieht der Lauf der Gestirne, der Lauf der Jahres- wie der Tageszeiten. In ihr vollzieht sich auch das Leben der Menschen im Zustand der sogenannten Naturvölker. Aber der Mensch hat die Möglichkeit, durch die ins Unendliche

ausgreifende Bewegung seiner existentiellen Zeitlichkeit und seiner darauf gegründeten Geschichte sich aus diesem natürlichen Kreislauf zu entfernen. In dieser Geschichtlichkeit erst öffnet sich ihm eine grundsätzlich unbestimmte *Zukunft* voller *Bedrohung*. In ihr erst erwächst dem Menschen ein Schicksal. Das war der Zug, auf dem sich die existentielle Deutung des menschlichen Daseins aufbaut, wie Rilke sie in den „Duineser Elegien“ so erschütternd entwickelt.

In diesem Sinne werden auch jetzt noch einmal die beiden Möglichkeiten aufgenommen und einander gegenübergestellt: der sich in jedem Frühjahr erneuernde Lauf des Erdenjahrs und der in unabsehbare Abenteuer hinausdrängende Gang der Menschengeschichte. So heißt es hier: „Nur die gehorsame Erde weiß, daß sie sich im Kreise dreht, während wir uns ins Unendliche hinein überstürzen.“ Aber jetzt kommt der Unterschied: Während die Deutung der „Elegien“ diese ins Unendliche ausgreifende Bewegung als ein Letztes und Unausweichliches bejahte, ist das eigentlich Neue dieser späten französischen Gedichte, daß in einer äußersten, selten- [689/690] sten Erfahrung zeitlosen Seins auch dem Menschen die Rückkehr zu diesem anfänglichen und glücklichen Zustand der Natur möglich ist. Jenseits der existentiellen Gefährdung findet der Mensch jetzt *eine neue Geborgenheit*. Neue Geborgenheit, das ist die treffendste Bezeichnung für diesen neuen Zustand, der sich in der Überwindung der existentiellen Nöte befreiend auftut.

Und trotzdem: wenn hier oberhalb (oder auch unterhalb) des existentiell-geschichtlichen Daseins die Geborgenheit eines zeitlos in sich ruhenden vollkommenen Seins erfahren wird, so unterscheidet sich der Mensch doch von der fraglosen Sicherheit, mit der das Tier in der Natur lebt, dadurch, daß ihm diese neue Geborgenheit erst als ein seltener und *zerbrechlicher* Zustand im Durchgang durch die Schicht des schicksalhaft gefährdeten Daseins zugänglich wird. Und wenn dieses höhere Dasein durch das Gefühl einer beglückenden Sicherheit gekennzeichnet ist, so behält es zugleich doch ein leises Bewußtsein dieses verborgen immer mit gegenwärtigen Untergrunds seiner äußersten *Gefährdung*.

Es ist eben beides zugleich, „*bedroht und geborgen*“, wie Rilke selbst es an einer Stelle einmal ausdrückt. Und nicht durch Zufall häufen sich in diesen Gedichten solche eigentümlichen, sich in sich selber widersprechenden Wendungen, wie „zart und unerschütterlich“, „sanft und am äußersten Rande“, „das zitternde Bild von Glück und Zweifel“ und so weiter. Wenn diese typisch wiederkehrenden widerspruchsvollen Wendungen auch zum Teil nicht vom Menschen, sondern von der Landschaft ausgesagt werden, so gewinnen sie kraft des durchgehenden symbolischen Sinns auch bei der Landschaft ihre tiefere Bedeutung erst dadurch, daß auch in ihr eine menschliche Seinsverfassung gemeint ist: das Glück der Geborgenheit vor dem Hintergrund der Gefährdung. Die früheren Bestimmungen sind nicht aufgehoben. Es bleibt der Strom der alles mit sich fortziehenden Zeit, aber im vorübergehenden Augenblick selber erhebt sich der Mensch über die Zeit und genießt auf der Schneide des Augenblicks einen Zustand zeitloser Gegenwart. *Innerhalb der Zeit* selber wird die Zeit durchstoßen und im selber vorübergehenden Augenblick die Ewigkeit erreicht.

*

Wenn man sie so versieht, dann handelt es sich in diesen so unscheinbar anmutenden kleinen Gedichten nicht um bloß subjektiv zu verstellende Erlebnisse, sondern um wirklich *tiefe Seins erfahrungen*, die an die letzten Grundlagen des menschlichen Lebens röhren und die dazu zwingen, das aus der Erfahrung der Ungeboren- [690/691] genheit entwickelte Menschenbild der „Duineser Elegien“ an wesentlichen Punkten zu berichtigen, während zugleich aus den hier schon weiter gezogenen Entwicklungslinien ein neues Licht auf die „*Sonette an Orpheus*“ fällt und deutlich wird, wie manches dieser späteren Entwicklung hier schon angelegt

war, ein neuer Hinweis darauf, daß entgegen der verbreiteten Meinung die „Sonette“ gegenüber den „Elegien“ die wichtigere und weiter vorwärts führende Dichtung sind.

Rilke selber scheint sich über die grundlegende Bedeutung der sich in den französischen Gedichten anbahnenenden neuen Entwicklung, wenigstens in gewissen Augenblicken, durchaus klar gewesen zu sein. Wenigstens weisen dahin die einmal als Widmung niedergeschriebenen Verse (ich beschränke midi, wie immer, auf die deutsche Prosaumschreibung): „Um Gott zu finden, muß man glücklich sein, denn diejenigen, die ihn aus ihrer Not heraus erfinden, hasten zu schnell vorwärts und suchen zu wenig die Vertrautheit seiner brennenden Entrücktheit (seiner absence ardente).“ Hier wird also mit Rilkes eignen ausdrücklichen Worten der Ausgang vom Zustand der eigenen Bedrängnis als unzulänglich verurteilt. Das Glück steht höher als die Verzweiflung, aber nicht einfach im Sinne eines seiner größeren Annehmlichkeit wegen erstrebenswerten Zustands, sondern als diejenige innere Verfassung des Menschen, die ihm allein die tiefere Wirklichkeit erschließt und ihn tiefer in die gesamten Zusammenhänge des Seins eindringen läßt, als es aus der Not heraus möglich wäre. Denn solange die Menschen von ihrer eigenen Bedrängnis getrieben sind, bleiben sie hastig, weil sie alles immer nur von sich aus auf ihren eignen Vorteil oder Nachteil beziehen. Sie sehen nur das Äußere. Erst wo der Mensch in sich selber zum Zustand eines solchen *reinen Glücks* gekommen ist, findet er diejenige Aufgeschlossenheit und Gelassenheit, in der sich die Dinge selber — und mit ihnen die Menschen — in ihrem eigenen Wesen offenbaren. Nur dem Glücklichen erschließt sich das Wesen der Dinge. In diesem Sinne heißt es hier: „Um Gott zu finden, muß man glücklich sein.“

Das ist ein sehr gewichtiger Satz, der alles verzweifelte Suchen aus dem Zustand der eigenen brennenden Not heraus in seiner Aussichtslosigkeit erkennt, und er ist um so schwerwiegender, als der Zustand eines solchen Glücks vom Menschen nicht in einer noch so großen Anstrengung erreicht werden kann, sondern nur in der Art einer Gnade über ihn kommt. Die Pflicht zum Glücklich-sein [691/692] ist insofern ein sehr gewichtiges Problem, und in diesem Zusammenhang gewinnt die erlebte Verbindung zwischen der Erfahrung des Überflusses, der Vollkommenheit in und außer dem Menschen und dem Zustand des reinen, zeitenthobenen Glücks seine tiefste Bedeutung.

In diesem Zusammenhang fallen dann die Worte, die man als Rilkes eigenes letztes Bekenntnis nehmen muß: „Notre avant-dernier mot / serail un mot de misère, / mais devant la conscience-mère / le tout dernier sera beau.“ Mit diesen Worten wird die ganze existentielle Menschendeutung der „Elegien“ — denn diese ist eine solche der misère, des Elends des Menschen — als vorletzte und darum nur vorläufige beiseitegeschoben und ersetzt durch ein letztes Wort der Bejahung, und zwar einer Bejahung, die anders ist als die trotzig verzweifelte Diesseitsbejahung der „Elegien“, weil sie aus einem lief befriedigenden Gefühl des überquellenden Glücks hervorgewachsen ist.

Das ist in der Tat eine *Wendung von höchster Bedeutung*, die sich in Rilkes französischen Gedichten der letzten Lebensjahre abzeichnet und die sich entsprechend auch in den deutschen Gedichten derselben Zeit bestätigen läßt. Wenn man dies rückblickend noch einmal von der düsteren Stimmungslage in den Dichtungen des bisher so genannten „späten Rilke“ abhebt, so dürfte die als Behauptung vorangestellte These nicht mehr zu bestreiten sein: daß Rilke nämlich in diesen seinen letzten Lebensjahren nach der Elegienstufe eine völlig neue Stufe seiner Entwicklung erreicht hat, die ich als die des „reifen Rilke“ zu bezeichnen versuchte. Wenn wir diesen Ertrag seiner letzten Lebensjahre in den Rahmen seines Gesamtbildes einzeichnen und dabei genötigt sind, das bisherige Rilkebild an einer, wie es uns scheint, nicht unwesentlichen Stelle zu berichtigen, so dürfte das zugleich eine allgemeinere Bedeutung für die brennende *Problematik der Gegenwart* haben, nämlich für diejenige, die wir formelmäßig als die *Überwindung des Existentialismus* bezeichnet haben. Wenn es dem von

Ängsten getriebenen und auf die äußerste Einsamkeit seines Innern zurückgeworfenen Menschen der Gegenwart wieder gelingen soll, ein neues Vertrauen zu den tragenden Seinsbezügen zu gewinnen, so scheinen dabei die Erfahrungen Rilkes in seinen letzten Lebensjahren, in denen er selbst von einer letzten Verzweiflung zu einer neuen beglückenden Seinsbejahung durchgedrungen ist, von richtungsweisender Bedeutung zu sein.